

# Urnen, Topfscherben, Geschirrverzierung

Objekttyp: **Chapter**

Zeitschrift: **Argovia : Jahresschrift der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau**

Band (Jahr): **5 (1866)**

PDF erstellt am: **14.08.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Versuch gab ihm das richtige Verständniss jener Stelle in Cäsars Commentaren ein, 5. Buch, 43. Kap., wonach die Gallier mit aus Thon geformten, glühend gemachten Kugeln („ferventes fusili ex argilla glandes“) die Strohdächer des römischen Winterlagers bewarfen und in Brand steckten. (Anzeig. f. Schweiz. Alterthumsk. 1855, no. 4, 52.)

## 6. Urnen, Topfscherben, Geschirrverzierung.

Ueber die Anfertigungsweise des in den Lunkhofner Gräbern so zahlreich vorgefundenen Thongeschirres hat ein Geschirrfabrikant hiesiger Stadt die Gefälligkeit gehabt, eingehende Erklärungen uns abzugeben, die mit den bisherigen Angaben der deutschen Archäologie recht wohl zusammenstimmen. Von vorne herein muss hier Graburne und Hausgeschirr von einander geschieden bleiben, die erstere Gattung fällt bei uns unter das Schwarzgeschirr, die zweite unter das gemeine erdgelbe. Alle Graburnen sind von gleichem Thon und Ueberzug. Der Thon ist geschlemmt, durch und durch tiefschwarz, reichlich durchmengt mit grobgestampftem Granit, Quarz und Glimmerschiefer, die feinen Blättchen des letztern schimmern goldgelb aus Fläche und Bruch hervor. Die Geschirrwände sind mit feinerem Thon nachträglich überzogen und so geglättet, dass nichts von der Menge der eingekneteten Granitkörner uneben vorragt, dann mit Graphit (sogen. Wasserblei) überstrichen und abgerieben; jetzt noch glänzen die Flächen metallisch. Alles ist an einer offenen Flamme gebacken, denn die Härte mangelt durchaus. Ferner lehrt die Vergleichung mit anderm vorzeitlichen Geschirre, namentlich aus den Pfahlbauten, dass auch dieses hier ohne Töpferscheibe gefertigt ist; gleichwohl wird ein ungeübter Blick eher das Gegentheil annehmen, weil die Gleichmässigkeit der Verhältnisse im Bau dieser Urnen und ihre weite Schwingung sehr besticht, und weil namentlich unausgeebnet gebliebene rissige Striemen der Innenwände an den Mechanismus der Drehscheibe erinnern. Die zweite hierliegende Hauptgattung ist Hausgeschirr, alte Russflecken zeigen, wie häufig es dem Herdfeuer ausgesetzt gewesen war. Von Farbe ist es braungelb und ziegelroth, manchmal ist es auch mit Rothstein durchaus überstrichen. Es findet sich gleichfalls den Leichen beigesezt, alsdann zeigt seine schmierig anzufühlende Füllung, dass es Speisevorräthe zur Wegezehung der

Bestatteten enthalten hat. Ausser diesen beiden Hauptgattungen kommen hier noch zwei besondere Sorten vor, das Rothgeschirr von dünnen Wänden und winzigem Durchmesser, und eine chokoladefarbige Gattung. Die Letztere ist im Bärhau bisher nur in einem einzigen Grabe gefunden worden, über ihre besondere Verzierung wird am Schlusse dieses Abschnittes gehandelt.

Die Frage, womit man dem Schwarzgeschirr seine tiefschwarze Färbung gegeben habe, ist noch nicht entschieden. Lisch sucht dieselbe in einer Durchknetung mit Russ und in einem beim Brennen angewendeten Pflanzenstoffe; E. Desor in einer starken Beimengung von Fett; Ferd. Keller in einem flüssig aufgetragenen, aber in seinen Bestandtheilen noch unermittelten Farbstoffe. Eine bezügliche Notiz hierüber finde ich auch in einem schon vergessenen Buche: Joach. Hartw. Müller, Abhandlung von den Urnen (Altona und Flensburg 1756), wo pag. 45 und 54 aus Kolbe's Beschreib. des Vorgeb. d. gut. Hoffnung 1, Kap. 22, pag. 177 die Geschirrbereitung bei den Wilden folgendermassen geschildert wird.

„Jeder Hottentot ist ein Töpfer, denn jede Familie versorgt sich selbst mit dem nöthigen Vorrathe an irdenem Geschirre. Hiezu nehmen sie die Erde von einem Ameisenhaufen und zwar die obere, die sie hernach mit derjenigen vermischen, welche sie etwas weiter unten finden. Diese Erde kneten und schlagen sie wohl, wobei sie die Ameiseneier mit einmischen, die man allenthalben findet, denn diese sind eine sehr starke Kite. Hernach legen sie die zubereitete Erde auf einen flachen Stein und geben ihr bloss mit den Fingern, wie ein Pastetenbäcker dem Teige, eine Gestalt gleich einer römischen Urne. Man nimmt weder von innen noch von aussen die geringste Ungleichheit wahr. Das Geschirr trocknet auf dem Stein an der Sonne, dann macht man es mit einer Darmseite los, die man unten statt eines Drahtes durchzieht. Man setzt es in ein in die Erde gegrabenes Loch, das etwa so hoch als der Topf, aber noch einmal so weit im Umfange ist. Rings herum und oben auf dem Loche schüren sie ein starkes Feuer an, und wenn solches erloschen, findet sich das Geschirr so stark gebrannt als man's wünschen kann. Die Töpfe, von innen und aussen brandschwarz, bekommen diese Farbe, nach der Hottentoten Vorgeben, nicht von dem Rauche des Feuers, sondern von den Ameiseneiern, die von der Hitze schmelzen, alle Theile des Gefässes durchdringen und ihm die Härte nebst der Farbe zugleich mittheilen.“

Es war leicht, diese hunderterlei Trümmer und Scherben, die noch dazu aussen und innen von Asche und Lehm unkenntlich

bedeckt waren, nach den zwei Hauptgattungen zu sondern, denn sobald man sie im Herdfeuer ausbrennt, kommt der eine Theil erdgelb und röthlich, derjenige des Schwarzgeschirres aber pechschwarz aus der Gluth, seine Färbung ist also unvertilgbar. Obschon das Schwarzgeschirr plumper ist als das Gelbgeschirr und oft eine Bodendicke von  $\frac{1}{4}$  Zoll und wohl darüber hat, trägt es doch nicht jene auf den vulgären Gebrauch hinweisenden Spuren des Letzteren an sich: schmierige Wand- und Bodenkrusten, abgescheierte, rauchgeschwärzte Ränder. Beide Gattungen sind stets unglasirt, zu keinem finden sich Deckel. Auch kommt Geschirr vor von durchaus kugelförmiger Gestalt, das auf seiner eigenen nabelförmigen Stellgrube ruht und oben mit einem kurzhalsigen, gutgeformten Ueberschlag versehen ist. Zwischen Hals und Ausbauchung läuft eine feingezogene concentrische Linie. Das Grossgeschirr hat statt der Henkel an beiden Seiten einen stumpfen hornförmigen Stollen. Als Seltenheit begegnete einmal ein kannenförmiges Henkelkrüglein aus rothgelbem Thon. Gefässe mit Spitzboden und einem dazu geformten Untersatze, in Form eines beweglichen Stellringes, finden sich hier nicht. Der Dimension nach sind sie sehr verschieden; neben wannenförmigen Schwarzsüsseln von ovaler Gestalt, die etwa 5 Mass halten, finden sich Näpfchen in der Grösse unserer Milchtassen, ja sogar Spiel- und Puppenschüsselchen. Von dieser kleinsten Gattung, nicht viel über 5 Zoll haltend, hatte man schon im vorigen Jahrhundert in schleswig-holsteinischen Gräbern aufgefunden und Rhode (Cimbrisch-Holstein: Antiquitäten-Remarques 1720, 45) hat ihrer Erwähnung gethan. Dieses Kleinkindergeschirr liegt zu zweit und dritt eingelassen in eine grössere Urne; sowie zuweilen auch das kugelförmige abermals in ein ähnliches, wie ein Gehäuse in ein anderes, festschliessend eingelegt ist. Leider haben sie so einander sich selbst zerdrückt, während ausserdem der feuchte schwere Lehm Boden sie anfüllte, das niederdringende Wurzelwerk sie durchdrang und sprengte. Bei so vielerlei Leichen, die der Grabhügel deckt, begrabenen und verbrannten, musste diese verschiedenartige Dimension der Aschenurnen unser Nachdenken beschäftigen. Der Aschenrest einer Kinderleiche findet freilich im kleinsten Gefässe Raum; und eben in einem solchen fand sich neben papierdünnen Schädelwänden und winzigen Wirbelchen ein Kinder-Spielschusser als Einlage vor. Allein nicht nach der Körpergrösse des Todten und der Masse der aufzusammelnden Knochenreste bestimmt sich das Mass dieser Gefässe. Denn während die einen Knochen- und Aschenreste enthalten,

sind andere ursprünglich leer herein gestellt und mit blosser Schicht-erde zugefüllt. Ein andermal sind drei Urnen bis an ihren Ober- rand in gleicher Reihe neben einander eingegraben, die grössere in der Mitte zweier kleinern; wieder einmal ist eine von Kohlen und calcinirtem Gebein weit überdeckte Brandschichte ganz urnen- leer. Somit kann ein Zeitabschnitt gedacht werden, in welchem hier die Urne nur noch als Symbol galt, nach ihrer Grösse und Füllung nicht mehr das Alter des Todten ausdrückend oder den Wunsch für seine Fortdauer, sondern dessen Stand und Vermögen. Ist es doch in einzelnen Ortschaften kaum erst vorüber, dass man nach der Grösse der geläuteten Grabglocke das Alters- und Rang- verhältniss Verstorbener, den Unterschied von Reich und Arm her- kömmlich bezeichnet hat. Jene schon vorhin erwähnte grosse Urne, von wannen- oder schiffleinförmiger Gestalt, war bis auf einen in ihrer Mitte liegenden kleinen Weisstein vollständig leer. Sie war umgekehrt auf ihren Oberrand gestellt, mit dem Langboden nach oben. Man hat in Meklenburg eine solche Graburne, mit dem Bauche nach oben gekehrt und zwei kleinere, ebenfalls umgestülpte Urnen zugleich zudeckend, in einer Grabstätte zu Stendal sogar ihrer achtzig auf einmal (Klemm, Alterthumsk. 130) aufgefunden und ihren Zweck darin zu sehen geglaubt, das auf seine Mündung gesetzte Geschirr mit darunter gelegten Holzspänen ausbrennen zu können. Lisch, Meklenb. Jahrb. 13, 382. Uns aber erinnert es an die Sagen, als halte die Todesgöttin Ran, oder der Wassernix die Seelen Ertrunkener unter umgestülpten Töpfen fest (Myth. 465); oder als habe ein Zauberer, ein Priester den Geist des Verstor- benen in einen Krug hinein beschworen und versiegelt, der des- halb auch heute noch an seinem Orte und mit seinem Verschluss aufbewahrt bleiben muss. Aargau. Sag. no. 386. Diese den Grab- urnen beigelegte Bedeutsamkeit hat nichts Gemachtes an sich, sie begegnet vielmehr bei alten und neuen Völkern, denn der Leib, sagt Cicero (Quest. Tusc. 1, 52) ist eben gleichsam ein Gefäss oder Behältniss der Seele. In dieser gleichen Sinnbildlichkeit deutet man auch die etruskischen Grabkisten, die in Form eines Hauses mit Dach und Thüre gestaltet sind, ferner auch jene deutschheidnischen Graburnen in Form von Zelt und Strohhaus mit verschliessbarer Thüre. Es sind davon bis jetzt sechserlei Exemplare in Mittel- und Norddeutschland aufgefunden, aber auch mehrere conforme im römischen Albanergebirge, und zwar auch dorten aus der vor- etruskischen Bronzezeit herstammend. Lisch in den Meklenb. Jahrb. 21, 243 giebt der Reihe nach ihre Abbildungen.

Zwischen diesen wohlerhalten in's Grab gestellten Urnen und Kochhüfen, die zum fernern Gebrauche für den Bestatteten und zur Aufbewahrung der Leichenasche gedient haben, und zwischen den durch den ganzen Grabhügel zerstreut liegenden Topfscherben, deren Unzahl in Erstaunen setzt, muss ein principieller Unterschied bestanden haben. Diese von allen Seiten in das noch offene Grab herein geschleuderten Scherben mögen die zertrümmerten Schüsseln und Töpfe des Leichenmahles sein, und haben wohl das Unmass von Trauer und Leid der Ueberlebenden ausdrücken und ein Zeichen sein sollen, dass mit dem Verlorenen Alles zugleich zu Grunde gehen müsse. Es sind ahnungsvolle Sinnbilder jener absoluten Vernichtung, welche in Psalm 2, 9 zum Geschäfte Jehovah's gemacht ist: Wie Töpfe sollst du sie zerschmeissen. Noch ist es jüdischer Ritus, der Leiche Topfscherben auf Mund und Auge zu legen, mitgebrachte Geschirre und Gläser am Grabe zu zerschlagen. In Hessen an der Bergstrasse wird das Geschirr, das ein Verstorbener gebraucht hat, zerschlagen an einen Kreuzweg gestellt: „damit der Todte nicht wiederkehre.“ Wuttke, Volksabergl. 210. Obschon dieser Beisatz der Gespensterfurcht nichts ursprüngliches sein kann, da man anderwärts, z. B. in brandenburgischen Ortschaften protestantischer Confession, die Schüssel, aus welcher die Leiche gewaschen worden, dieser mit in den Sarg legt (Kuhn, Nordd. Sag. pag. 435, no. 291), so glaubt man doch bei Begräbnissen und bei Hochzeiten die Geister verscheuchen zu müssen, indem man Töpfe zerschlägt. „Je mehr Scherben, desto glücklicher das Paar,“ heisst es um sächsisch Marienwerder, wenn am Polterabend an der Hausthüre der Braut das übliche Zerschlagen von Töpfen vorgenommen wird. Spiess, Annaberger Schulprogramm 1862, 37. Und eben deshalb zerschlägt man im Hannoverschen, wo das Volk die heidnischen Urnenplätze Wendenkirchhöfe nennt, jeden aus dem Boden ausgeackerten Topf auf der Stelle, sonst möchte der alte Wende, dessen Asche darinnen liegt, sich wieder blicken lassen. Klemm, Alterthumsk. 188. Musste nun beim Leichenbrande Alles dem Verstorbenen zum persönlichen Gebrauche dienlich Gewesene ausnahmslos mit vertilgt werden: Sklave und Weib, Waffe, Leibross und Stossvogel, Wagen und Schiff, Zier und Geschirr, weil der fassungslose Schmerz gegen sich selbst und Fremdes tobt; so zerschlug man im darauf folgenden Grabalter alle Mitgabe aus jener Scheu vor dem Begrabenen, die eben mit dem Grabalter erst deutlicher werden und dann zur Gespensterfurcht sich verallgemeinern konnte. Und so kreuzt sich denn auch in unsern heutigen Grab-

bräuchen dieses gleichzeitige Gefühl von Verehrung und von Furcht; man pflegt und man zerschlägt die Tassen und Arzneigläser des Hingeschiedenen; man bewahrt und man verschenkt seine Kleidungsstücke. Ja das Aussehen manches katholischen Dorfkirchhofes bietet ein wohlverständigendes Gleichniss dar nicht bloss über heidnisches Grabgeschirr, sondern auch über den Scherbenacker Jerusalems und den Scherbenberg Roms. Als daher ein Landmann aus der Nachbarschaft bei Durchgrabung des Heidenhügels uns mit zusah und den Grund der endlos zum Vorschein kommenden Topfscherben zu wissen verlangte, konnte man ihn mit seiner eigenen Anschauung auf den Pfarrkirchhof zu Lunkhofen verweisen. Von beiden Seiten führt dorten der Kirchweg über den Gottesacker hart an der Gräberreihe vorbei. Zu Füßen eines jeden Einzelgrabes steht eine Irden-schüssel, eine halbe Mass haltend, und ein Buchswedel zur Besprengung darein gelegt. Bleibt das Grab zuletzt ungepflegt, füllt der Sigrist die Schüssel nicht mehr mit Weihwasser nach, oder liegt sie im Winter verschneit am Wege, so wird sie schliesslich einmal von einem Kirchgänger absichtslos zertreten, immer aufs neue wird so der Gottesacker zum Scherbenacker.

Unter den im Ganzen nicht häufigen Geschirrverzierungen begegnen die bloss eingeritzten Figuren selten, die mit scharfen Metallmodeln eingedrückten häufiger, die modellirt über die Geschirrfläche hervortretenden Ornamente nur in einem einzigen Motive. Darnach bestimmt sich das Alter dieser drei Gattungen; das Geschirr mit eingeritzten Figuren ist das älteste, das mit modellirten das jüngere, das mit eingepressten das jüngste. Wir schildern es der Reihe nach. Ein Motiv ist der mit Dreiecken abwechselnde Kreis. Auf chokoladebraunem Grunde sind diese Figuren nicht stumpf, sondern scharf, also mit Metallmodeln eingestochen und mit Kreide ausgelegt. Es folgen sich je drei Reihen schwächerer Dreiecke, von denen je zwei ihre Basis sich zukehren; ihnen liegt die Zickzacklinie zu Grunde, steil und verdreifacht geführt, die im Bronzezeitalter mit der Spirale häufigst angewendete Figur. Sie wechselt auf unserm Geschirr ab mit dem Motiv eines um seinen Mittelpunkt gezogenen Kreises, einer Form von weltalter Anwendung. Sie findet sich auf den von Ferd. Keller abgebildeten Geschirren der „Heidengräber in der Schweiz“, pag. 80 und Taf. IV, Fig. 5; auf dem thönernen Mondbilde, gefunden am Bieler See, abgebildet im Anzeiger f. Schweiz. Alterthumsk. Bd. 1, Nr. 4, Fig. 4; auf den Grabsteinen northumbrischer Heidengräber; auf den irischen Grottenwänden bei Dowth; auf einigen Bronzearmbändern in der Samm-

lung von Oberst Schwab zu Nidau; endlich auf Flintstein- und Bronzegeräthen, welche von Nilsson (Ureinwohner Skandinaviens) nachgewiesen sind. Es ist das in unsere Kalender übergegangene typische Zeichen der Sonne im Zodiakus: ein speichenloses Rad mit seiner Nabe. Unsere mittelalterlichen Dichter besprechen dies Sinnbild; daz rat der lichten sunnen wird im Titurel, Vers 2993, sprichwörtlich genannt, wie unsere ländliche Jugend jetzt noch zur Sonnewendfeier ein Wagenrad umrollt und Feuerscheiben schlägt. Das Volk, sagt Nilsson l. c. pag. 62 u. 72, welches dieses typische Zeichen auf den Grabgegenständen seiner Todten einhauen liess, gehörte zu den Sonnenanbetern, und da dasselbe Symbol an den Grabmitgaben der Bronze- und der Eisenzeit gleichmässig erscheint, so lässt sich schliessen, dass es beim Germanenvolke den Odhins- und Balderscultus bezeichnet hat und dass dieser in den Anfang der ältesten Eisenperiode Germaniens zu setzen ist.

Das Vorkommen pflanzenförmiger Verzierungen auf deutschheidnischem Geschirr stellt man bisher gänzlich in Abrede, gleichwohl sind an Lunkhofner Geschirrscherben zwei Motive nachweisbar, freilich nur in je einem einzigen Exemplare, die aus der Pflanzenwelt entnommen scheinen: 1. der gedoppelt und dreifach aus gleicher Wurzel aufschliessende Halm, und 2. der in seinem Obertheile nach beiden Seiten einfach sich verästende Pflanzenstengel, eine sogen. Doppelzwiesel. Dieses letztere Motiv findet sich nicht bloss unter der Reihe unserer altnord. Runen (Y vertritt den Buchstaben *m*) und unserer Hausmarken, ich bemerke es auch auf einem der Bronzekelte aus dem Stockholmer Staatsmuseum, dessen Abbildung Nilsson giebt, l. c. Taf. 3, Fig. 31.

Als Verzierung grossen weitbauchigen Geschirres läuft zwischen Oberrand und beginnender Ausladung ein in sich selbst gewundener strickförmiger Thonwulst in erhabener Arbeit rundum, den ich für eine Versinnlichung des um den Wassereimer gewundenen Tragseiles halte, während Ferd. Keller (Antiq. Mittheill. III, Taf. IV, Fig. 34 — 36) darin bloss einen gekerbten Rundstab erblickt.

## 7. Eberhauer und Schneckenhäuschen, Hasel- und Buchnüsse.

Grabmitgaben ohne einen natürlichen Nutzungszweck müssen nothwendig einen rituellen, im Wesen des Cultus gelegenen gehabt haben, und in dem Falle, dass ihr Vorkommen ein schon